

Das Schwere und das Leichte

Christoph Ransmayr erzählt in Zürich vom Erzählen

In einem auf hohen Touren und mit schwerer Tonnage heiss laufenden Literaturbetrieb ist er einer der wenigen geblieben, auf dessen Bücher man wirklich noch wartet. Das Tempo des Aktuellen sei nicht seine Zeit, schreibt Christoph Ransmayr, und in der Tat: Kein deutschsprachiger Schriftsteller widersteht dem Termindruck so radikal wie er. Vielleicht deshalb haben sich seine Romantitel so tief ins Gedächtnis gemeisselt: «Die Schrecken des Eises und der Finsternis», «Die letzte Welt», «Morbus Kitahara». Von einem neuen Opus geht seit längerem das Gerücht: «Der fliegende Berg». Doch je höher sich die Erwartungen schrauben, desto schwieriger dürfte für den Autor seine Vollendung werden. Ransmayrs Hang zum Perfektionismus ist berühmt, und vielleicht braucht er diesen Druck ja auch, um die Sätze zu fügen und zu härten. Die Poesie der kristallinen Endzeitwelten in seinen Werken entsteht nicht im Ausfluss oder in der Eruption, sondern in einem langwierigen Prozess der Schichtung und Transformation. Aus Schweigen soll Sprache, aus Gleichgültigkeit Sinn, aus Zufall Notwendigkeit werden. Nicht zufällig hat Ransmayr das Geheimnis der Verwandlung immer wieder ins Zentrum seiner Bücher gestellt.

An den Rändern der Zivilisation

«Auf und davon!», hat Ransmayr das Versprechen der Flucht benannt, dem er nachgibt, um sich über die Kraftfelder des Aussen in die Innen-

welt des Schreibens zu katapultieren. Der mittlerweile 50-jährige, in Irland wohnhafte Österreicher sucht sich seine Stoffe mit Vorliebe an den Rändern der Zivilisation. Denkt man an Ransmayr, wähnt man ihn unterwegs in fernsten Weltgegenden – in den Steppen Patagoniens oder im nördlichen Packeis, im Dschungel des Amazonas oder zumindest im Toten Gebirge. Dass für Zürich drei «Poetikvorlesungen» programmiert sind, von denen die erste am vergangenen Donnerstag im übervollen Literaturhaus über die Bühne ging, ist eine Überraschung und zugleich ein Missverständnis. Es war die Freundschaft mit Karl Wagner, dem neuen Ordinarius für Deutsche Literatur an der Universität Zürich, die Ransmayr bewog, sich zum Erklärer seiner selbst zu machen.

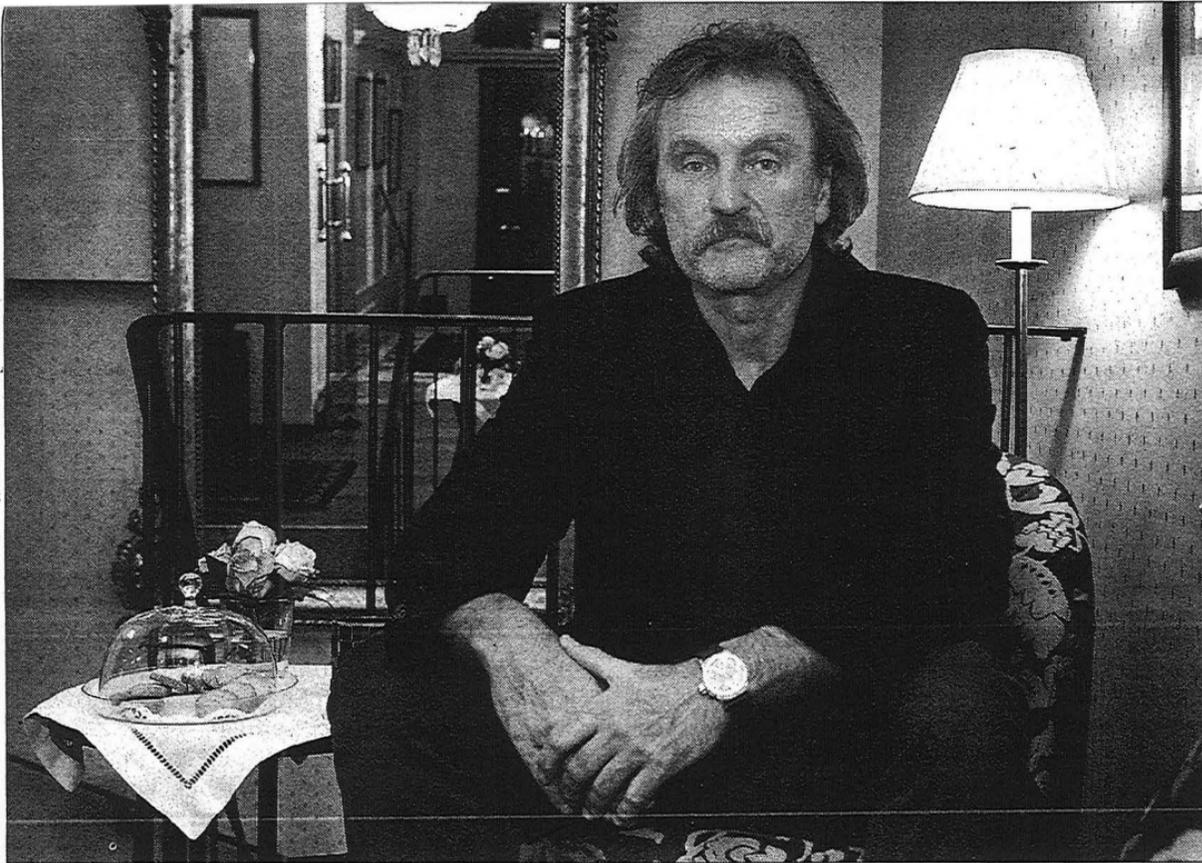
Die literarische Metaebene ist ein Parkett, auf dem sich Ransmayr erklärtermassen ungern bewegt. Sein letztes Buch, «Geständnisse eines Touristen», sind nichts anderes als eine ironisch-programmatische Verweigerung jeder Selbstauskunft, eine launige Kritik an der Kritik und eine Absage an die Wut des Verstehens (wobei selbstredend nicht wenig an poetologischer Selbsterkenntnis abfällt). Wenn eine Geschichte zu ihrem Ende gekommen sei, so Ransmayr, dann gebe es für ihn nichts hinzuzufügen. Die Sicherheit im Innern seines Erzählens wechsele dann in die Beliebigkeit der Meinungen, wie sie ein jeder habe. Überhaupt sei ein Schriftsteller kein besserer Mensch, der alles besser wisse, vor den Problemen der Gegenwart stehe er so ratlos da wie andere auch. Hin-

gegen misst Ransmayr der präzisen Darstellung, dem Fokus auf die Geschichte eines Einzelnen, wie er beides pflegt, durchaus politischen Gehalt zu (was dadurch bestätigt wird, als sich militante Österreich-Kritiker wie etwa Elfriede Jelinek und Robert Menasse gern bei seinen Reportagen bedienen, um nicht im Ungefähren zu bleiben).

Über die Anthropologie des Erzählens

Zum Priester-Dichter und Meinungs-Orakel will Christoph Ransmayr schon vom Typ her nicht taugen. Mag er, schwarz gekleidet, in seiner hünenhaften Gestalt zunächst unnahbar erscheinen, so ist er auch im persönlichen Umgang einer, der «die Welt nicht bloss beurteilen, sondern sie erfahren» will. Ransmayr lacht gern, rasch kommt er ins Erzählen, um sich selbst erzählen zu lassen. Literatur sieht er als eine Schule der Vorstellungskraft und des Mitgefühls – gegen die barbarische Anstrengung, dumm zu bleiben. Das Gewicht der Katastrophen, das er in seinen Büchern stemmt, scheint ihn persönlich nicht niederzudrücken. Es ist die Neugier, die ihn wach hält und vital. Dass er nach wie vor ein in den Koordinaten der österreichischen Herkunft verankerter «Dörfler» sei, gebe ihm die Kraft, sich der Welt immer aufs Neue auszusetzen.

Wie aber hat Christoph Ransmayr sich aus der Verlegenheit befreit, in die ihn die Zusage für die «Zürcher Poetikvorlesungen» gebracht hat? Es waren die «Spielformen des Erzählens», die ihm



Die Welt nicht bloss beurteilen, sondern sie erfahren – Christoph Ransmayr. (Bild Christian Beutler)

elegant einen Ausweg eröffneten – Gelegenheitsarbeiten, die seine grossen Bücher erzählerisch umgarnen und periodisch in schmalen Bändchen veröffentlicht werden. Ransmayr will sie keineswegs als Sekundärwerke abgetan wissen, denn in ihnen setze sich der erzählerische Impuls der Romane fort, deren Ende jeweils eine Art Setzung sei. «Es sind», um ein Wort Karl Wagners zu variieren, «Umwege, welche die Ortskundigkeit erhöhen.» Ransmayr hat sie für die Zürcher Abende in drei Kapitel über die Anthropologie des Erzählens gegliedert: «Die Erfahrung der Welt», «Die Beschreibung der Welt», «Die Erfindung der Welt». So war es eine Art Sampling von poetologischen Passagen, das er, mit anekdotischem Rückgriff auf die multimediale Darbietung der Texte an den Salzburger Festspielen 2000, tastend und mitunter stockend vortrug. Man hatte die seltene Gelegenheit, Christoph Ransmayr anders denn als vollendeten Vorleser seiner Prosa, nämlich als «Touristen» mit leichtem Gepäck und Poeten jenseits der Worte zu erleben. So tat sich momenthaft jener «blinde Winkel» auf, in dem Ransmayrs Geschichten schlafen, bevor sie, von seiner Sprache erweckt, das Schwere ablegen und jene Leichtigkeit gewinnen, die den Leser so gnadenlos sehend macht.

Andreas Breitenstein

Die zwei weiteren Poetik-Lesungen von Christoph Ransmayr im Literaturhaus finden am 18. und 25. November statt.